

Einleitung

Speziell in der Umweltethik steht die Frage nach dem Leben respektive dem organismischen ›Lebendig-Sein‹ und seiner möglichen moralischen Bedeutung im Zentrum zahlreicher Auseinandersetzungen. Prominent zu erwähnen sind an dieser Stelle die seit Beginn des 20. Jahrhunderts kontrovers geführten Diskussionen um den Begriff der Biozentrik. Diskutiert wird in diesem Kontext (etwa bei Albert Schweitzer, Hans Jonas, Paul W. Taylor, Robin Attfield, Jon Wetlesen oder Nicholas Agar) u.a. die Frage, aus welchen Gründen Lebewesen ein intrinsischer Wert (synonym: moralischer Selbstwert) zugesprochen werden kann. In der Beantwortung dieser Frage lassen sich dabei erkenntnistheoretische und ontologische Begründungsprobleme von ethischen Begründungsproblemen des Lebensbegriffs differenzieren: So kann zunächst danach gefragt werden, über welche Merkmale eine Entität verfügen muss, um als Lebewesen klassifiziert werden zu können. Stoffwechsel, Proliferation, teleomorphe Verfasstheit und negentropische Strukturbildung wären Beispiele für solche prädikativen Zuschreibungen, die bei der Identifikation des Lebendigen für gewöhnlich zum Einsatz kommen. Antworten auf die Frage, ob und, wenn ja, wie viele dieser Eigenschaften auch moralisch relevant sind, sind jedoch von anderer Erkenntnisart. Für sie müssen Kriterien in Anschlag gebracht werden, die über die ›bloße‹ Erkenntnis von definitorisch relevanten Eigenschaften lebender Entitäten hinausragen.

Die Beiträge des Sammelbandes kontextualisieren sich inmitten der biozentrischen Problemstellung des moralischen Selbstwerts, erweitern diese aber zugleich um eine historische Perspektive auf Theorien aus dem Zeitraum um 1800, die in der gegenwärtigen Rezeption bislang (zu) wenig Beachtung gefunden haben. Dieses Desiderat überrascht, weil sich die entsprechenden Theoretisierungen des Lebendigen als die historischen Entstehungsbedingungen der modernen Biozentrik verstehen lassen, von denen nicht nur zu prüfen gilt, ob und, wenn ja, in welcher Form sie die heutige Forschung

noch (latent) bestimmen, sondern ob sie aktuelle Debatten womöglich auch in systematischer Hinsicht sinnvoll bereichern können.¹ Konkret gemeint sind hier Theoretisierungen des Lebens, wie sie um 1800 in der Philosophie, aber auch in den Künsten anzutreffen sind. In der Philosophie zählen hierzu etwa naturphilosophische Konzeptualisierungen des Lebendigen im engen Wirkungskreis der klassischen deutschen Philosophie (I. Kant, F.W.J. Schelling, G.W.F. Hegel) sowie bei F.H. Jacobi oder F. Schleiermacher. Aber auch Theoretisierungen des Lebendigen, wie sie sich etwa bei J.W. von Goethe und F. Schlegel finden, stehen beispielhaft für vertiefende Reflexionen über das Leben. Ebenso lässt sich eine auffällige Konjunktur vitalistischer und organologischer Begriffe, Metaphern und Formen feststellen, die vor dem Hintergrund der Fragestellung des Bandes exemplarisch in den Blick genommen werden. Alle diese Theorien und Begriffe bieten einen reichen, in den biozentrischen Debatten bemerkenswerterweise noch nicht eingehender zur Kenntnis genommenen, produktiven Quellenbestand für gegenwärtige Diskussionen um die intrinsische Wertigkeit von Naturwesen.

Um vergangene Denkweisen über das Lebendige in ihrer systematischen Komplexität hinreichend zu durchdringen und in der gegenwärtigen Biozentrik wirkmächtig werden zu lassen, hilft ihre Integration in den umweltethischen Argumentationsraum und seine Wertedimensionen, die unterschiedliche Fokussierungen und Bewertungsmöglichkeiten in der Interaktion zwischen menschlichen und nicht-menschlichen (respektive rationalen und nicht-rationalen) Lebensformen gestatten. Hervorzuheben sind primär drei Wertekategorien: instrumentelle, eudaimonistische und intrinsische Werte.

Intrinsische Werte spielen in der Umweltethik eine zentrale Rolle, da sie direkte moralische Pflichten gegenüber Naturwesen implizieren und somit unabhängig von ihrem Nutzen für andere und der

-
- 1 Ein Beispiel für eine kontrovers geführte Debatte aus der Biozentrik der letzten Jahrzehnte ist der Streit um die Möglichkeit einer egalitären Biozentrik in konzeptioneller und praktischer Rücksicht. Ausgangspunkt ist hierbei Paul W. Taylors Begriff des »biocentric outlooks on nature« (Taylor 1986, 134), wie er in *Respect for Nature* entwickelt wird und Gegenstand zahlreicher Kontroversen ist. Vgl. hierzu auch: Taylor, Paul (1986): *Respect for Nature*. Princeton; ders. (1983): »In Defense of Biocentrism«. *Environmental Ethics* 5/3, 237–243; Brennan, Andrew/Lo, Y.S. (2010): *Understanding Environmental Philosophy*. London, 67–86; Wetlesen, Jon (1999): »The Moral Status of Beings who are not Persons: A Casuistic Argument«. *Environmental Values* 8, 287–323.

Vorteile, die sie möglicherweise für uns Menschen offerieren, moralische Berücksichtigungswürdigkeit beanspruchen. *Eudaimonistische Werte* bilden einen wichtigen Ankerpunkt in den umweltethischen Debatten, da sie Handlungen adressieren, die das ›gute Leben‹ qualifizieren und dabei das physische und psychische Glück und Wohlbefinden menschlicher und nicht-menschlicher Lebewesen priorisieren. Schließlich beleuchten *instrumentelle Werte* die wechselseitige Angewiesenheit von Lebewesen, indem sie von Zwecken einiger Lebewesen abstrahieren und sie als Mittel zur Beförderung der jeweiligen objektiven und/oder subjektiven Interessen begreifen.

Die soeben genannten umweltethischen Wertedimensionen lassen sich durch ihre Beziehung an sich (intrinsisch), für sich (instrumentell) und an und für sich (eudaimonistisch) zwar unterscheiden, treten aber als besondere Determinanten eines allgemeinen Argumentationsraums nie isoliert voneinander auf, sondern überschneiden sich in ihren Anwendungen auf Naturphänomene. So kann ein Regenwald sowohl wegen seiner Artenvielfalt an sich (intrinsischer Wert) als auch wegen seiner Rolle als Kohlenstoffsенke und Klimaregulator (instrumenteller Wert) als schützenswert erachtet werden. Ein Stadtpark bietet Lebensräume für verschiedene Pflanzen- und Tierarten (intrinsischer Wert), ermöglicht aber gleichsam Bewohner:innen einer Stadt, sich inspirieren zu lassen, zu erholen oder zu entspannen (eudaimonistischer Wert), dient aber schließlich auch dazu, die Luftqualität zu verbessern, städtische Hitzeinseln zu minimieren und soziale Interaktionen zu fördern, um schließlich einen Beitrag zur öffentlichen Gesundheit und dem sozialen Zusammenhalt zu leisten (instrumenteller Wert).

Beide Beispiele zeigen bereits an, dass die Grenzziehung jeder Wertedimension im Hinblick auf ihre Anwendung auf die Vielfalt und Vielzahl der natürlichen Erscheinungsformen durchaus fließend verlaufen kann, keineswegs aber als umstandslos arbiträr zu verstehen ist. In der Biozentrik hängt die Konkretion des umweltethischen Argumentationsraums und seiner Einstufung in unterschiedliche Typen maßgeblich von der Auflösung des Inklusionsproblems ab, die wiederum eine Bejahung (oder Verneinung) intrinsischer Werte nicht-menschlicher Lebewesen voraussetzt und nicht isoliert von den beiden anderen Wertedimensionen – den instrumentellen und den eudaimonistischen Werten – betrachtet werden kann. Für die Biozentrik ergibt sich hieraus folgende Einteilungsmöglichkeit: Sehr

stark oder stark ist eine Biozentrik, wenn sie die intrinsischen Werte nicht-menschlicher Lebewesen vollständig anerkennt *und* dabei jeglichen instrumentellen Umgang mit ihnen untersagt, eudaimonistischen Mensch-Lebewesen-Interaktionen aber Spielraum lässt. Moderat oder moderat-schwach ist eine Biozentrik, wenn sie intrinsische Werte von nicht-menschlichen Lebewesen anerkennt, je nach Lebensform aber einen instrumentellen Umgang mit Lebewesen erlaubt und sich gegenüber eudaimonistischen Mensch-Lebewesen-Interaktionen prinzipiell offen zeigt.

Wollte man die Denomination ›Biozentrik‹ aber auch für solche Theorietypen übernehmen, die vermittelt durch die instrumentelle oder die eudaimonistische Wertedimension ausschließlich für eine *indirekte* moralische Berücksichtigung nicht-menschlicher Lebewesen streiten, ließe sich die Einteilung der Biozentrik um abgeschwächte Varianten (schwach, schwächer oder am schwächsten) erweitern. Mit ihr sind gleichsam Verbindungen zur anthropozentrischen Sichtweise auf das Inklusionsproblem geschaffen, die mit biozentrischen Forderungen des Umwelt-, Natur- und Tierschutzes zumindest auf resultativer Ebene zur Übereinstimmung gelangen können.²

Die Reihenfolge der Sammelbandbeiträge folgt *grosso modo* der soeben dargelegten Systematisierung der Biozentrik und deren Erweiterung um eine historische Perspektivierung auf den Beginn der Moderne in der Philosophie und benachbarten Disziplinen: Im Ausgang von Hegels Unterscheidung zwischen biologischen und geologischen Organismen reflektiert der Sammelband (durch den Beitrag von CHRISTIAN GEORG MARTIN) auf die Möglichkeitsbedingungen von Leben überhaupt und konkretisiert anschließend den Lebensbegriff im Kontext spezifischer Ausführungen im Vitalismus der Schule von Montpellier und der Iatrophysik (STEFANIA ACHELLA), in der Romantheorie bei F. Schlegel (CHARLOTTE COCH) sowie in der Naturphilosophie – und ihren teils ausgearbeiteten, teils angedeuteten Bezügen zu Kant – bei Jacobi, Schleiermacher, Goethe und Schel-

2 Repräsentativ für diese Position steht Bryan Norton, der als Vertreter des schwachen Anthropozentrismus den instrumentellen und eudaimonistischen Werten eine hohe argumentative Relevanz bis zu dem Grad einräumt, dass die Diskussion um intrinsische Werte in den Hintergrund gerät. Vgl. Norton, Bryan G. (1984): »Environmental Ethics and Weak Anthropocentrism«, *Environmental Ethics* 6/2, 131–148.

ling (GUIDO FRILLI, GREGORIO TENTI, JAN KERKMANN, MANJA KISNER). Die nachfolgenden Ausführungen diskutieren Hegels natur- und geistphilosophischen Lebensbegriff, wie er in den Abschnitten über die *organische Physik* und die *Anthropologie* thematisch wird, teils vor dem Hintergrund Hegels, de Birans und Schopenhauers methodischem Aus-/Einschluss der empirisch-physiologischen Unterscheidung zwischen dem organischen und tierischen Leben bei Biachat (EMMANUEL CHAPUT), teils unter Rückgriff auf eine durch Hegel, aber auch Schelling gestützte Argumentation gegen die biozentrische Auflösung des Inklusionsproblems (ANA VIEYRA, GEORG OSWALD). Schließlich argumentieren die letzten beiden Beiträge mit eigener Akzentuierung für die Möglichkeit einer umweltethischen Positionierung innerhalb des physiozentrischen Spektrums: Während eine egalitär oder hierarchisch konzipierte Biozentrik noch an der Beweislast und der Kohärenz und Konsistenz ihrer eigenen Argumentation scheitert, sich so aber für einige ihrer Grundbegriffe Spielräume eröffnen, bis zur Zoozentrik fortzuschreiten (KONRAD OTT), rückt der ökophänomenologisch, leib-zentrierte Ansatz mit der Möglichkeit, selbst Pflanzen und Pilzen (eudaimonistisch-)in-trinsische Werte zuzuschreiben, bis an die Grenze der Biozentrik vor (KIRA MEYER).

Wie die soeben skizzierte Abfolge der Bandbeiträge bereits deutlich macht, stehen diese nicht lose aneinandergereiht, können und wollen aber auch nicht einen homogenen Theoriestandpunkt offerieren. Vielmehr stehen die Spannungen, die jeder Beitrag einerseits im Kontext der spezifischen Debatten im eigenen Forschungsbe-reich, andererseits in Wechselwirkung mit alternativen Theoretisierungen der moralischen Berücksichtigungswürdigkeit von Lebewesen austrägt, symptomatisch für den Streit um eine überzeugende Auflösung des Inklusionsproblems und die Einbindung weiterer Wertedimensionen. Wie bereits erwähnt, liegt das Spezifikum des Sammelbandes in der historischen Fokussierung auf den Lebensbegriff am Beginn der Moderne und der damit eröffneten Möglichkeit, die Biozentrik und ihre Verankerung im umweltethischen Argumentationsraum qualitativ und produktiv weiterzudenken: direkt durch Verknüpfungen des Lebensbegriffs um 1800 mit der Biozentrik des 20. und 21. Jahrhunderts, wie sie vornehmlich in den mittleren Bandbeiträgen zum Ausdruck kommen, und indirekt durch Bezug-

nahmen zwischen den Beiträgen an den beiden Enden des Sammelbandes. Konkret vereinigt der Sammelband folgende Positionen.

CHRISTIAN GEORG MARTIN untersucht in seinem Beitrag den Zusammenhang zwischen Leben und Erde. Er argumentiert zunächst, dass der Begriff ›Erde‹ nicht nur als Bezeichnung für unseren Planeten verstanden werden sollte, sondern im philosophischen Sinne als lebensermöglichender Planet. Aufbauend auf Hegels paradoxer Feststellung, dass die Erde ein Organismus sei, jedoch einer, der nicht lebt, entwickelt er einen allgemeinen Begriff des Organismus. Dabei unterscheidet er zwischen lebendigen oder biologischen Organismen und unlebendigen oder geologischen Organismen und zeigt auf, dass biologische Organismen wesentlich auf einen geologischen Organismus angewiesen sind und dass Leben nur in Rückbindung an eine Erde möglich ist.

STEFANIA ACHELLA zeigt mit einem stenografischen Blick auf die Iatrophysik, wie sehr philosophische Überlegungen die Biologie in methodologischer Hinsicht inspiriert und beeinflusst haben. Um ihre Thesen zu rechtfertigen, arbeiten die Iatrophysiker mit Hypothesen und Analogien aus dem Bereich der Mechanik, indem sie das Leben und seine besonderen Lebensformen auf Bewegungsgesetze zurückführen und als komplexe Maschinen begreifen. Die Vitalisten der Schule von Montpellier wehren sich gegen diese Formen der Reduktion, indem sie gegen die Thesen argumentieren: a) dass das Leben als eine Bewegung fester und flüssiger Teile begriffen werden kann, b) dass organische und träge Materie identisch sind und c) dass der Organismus eine Maschine ist, die nach ausschließlich physikalisch-mechanischen Prozessen und Gesetzen funktioniert. Sie nehmen die Herausforderung an, die mannigfaltigen Phänomene des Lebendigen als Ausdruck einer Kraft zu begreifen, ohne in ihren Begründungen auf einen Schöpfergott zu rekurrieren oder anderweitige metaphysische Entitäten zu postulieren. Mit diesen methodologischen Festlegungen geben sie sich den Status der Wissenschaftlichkeit.

CHARLOTTE COCH erforscht Friedrich Schlegels umfassende Theoretisierung der Philosophie des Lebens, wie sie vor dem Aufkommen der Lebensphilosophie um 1900 Gegenstand einer eigenständigen Untersuchung wird. Die zentrale Bedeutung von Schlegels Ansatz liegt in der Analogie zwischen den Lebensformen und dem Roman, wobei er den Lebensbegriff aus der Romantheorie

des 18. Jahrhunderts übernimmt. Besonders signifikant ist Schlegels Verknüpfung von Organisation und dem Organischen, die es ihm ermöglicht, um 1800 Analogien zwischen textuellen und körperlichen Funktionen und Strukturen herzustellen. Er betrachtet Organisation als eine kontrollierte Art und Weise der Auseinandersetzung zwischen dem Geformten und seiner Umgebung und bildet die Konzepte von Leben, Lebensphilosophie und Roman zu eigenständigen Formen und Konfrontationsprogrammen heraus. Das Leben und seine Phänomenalität werden damit als Thema nicht nur in der Philosophie verhandelt, sondern als Umwelt begriffen, mit der die Philosophie in eine Konfrontation gerät, die produktiv nur dann sein kann, wenn sie mittels einer Spezifizierung des Begriffs der Selbstorganisation erfolgt.

GUIDO FRILLI führt aus, dass und wie Friedrich Heinrich Jacobi entgegen gängiger Auffassung als Theoretiker der lebendigen Natur anerkannt werden kann. Der Artikel argumentiert, dass Jacobis Denken, zumindest in keimhaften Formen, eine Lebenskonzeption beinhaltet, die teilweise der von Kant in der *Kritik der Urteilskraft* präsentierten Vorstellung ähnelt. Jacobi betrachtet das Leben als ein Prinzip, das Natur und Freiheit vereint, auf eine Weise, die durch Begriffe nicht erkennbar, aber dennoch durch das Gefühl erfahrbar ist. Das Phänomen der lebendigen Natur, das Jacobi unter Verwendung der konzeptuellen Begrifflichkeiten von sowohl Spinoza als auch Kant anspricht, verdeutlicht die Koexistenz von Dualismus und Monismus, die seine philosophische Position prägt.

GREGORIO TENTI widerlegt die Auffassung, die Schleiermacher als Autoren einer idealistischen Philosophie ohne Natur erklärt. Mit Rekurs auf Passagen, insbesondere aus der Rede *Über den Unterschied zwischen Naturrecht und Sittengesetz*, legt Tenti Schleiermachers Systematik dar, die besagt, dass das Studium der Natur mit dem Studium der Moral koordiniert werden sollte und dass Natur und Vernunft zwei konvergente und ineinandergreifende Denkrichtungen des Seins sind. Er zeigt außerdem auf, wie Schleiermachers Parallelismus auf eine basale Unterscheidung seines Denkens, die zwischen ›Organen‹ und ›Symbolen‹ differenziert, angewendet werden kann, um seine Studie mit der Erläuterung eines zentralen Begriffs der Naturphilosophie Schleiermachers, dem Begriff des Impulses, abzuschließen. Gemein ist Schleiermachers Reflexionen über die Natur, so Tenti, dass die Anthropologie als Konsequenz der Physik

hervortritt und Vernunft und Natur im Verlauf der Theoretisierung des Seins im menschlichen Sein zu einer höchsten Einheit gelangen.

JAN KERKMANN diskutiert, inwiefern die naturphilosophischen Gedanken von Goethe und Schelling als eine tiefgehende Kritik der Subjektivität interpretiert werden können. Die leitende These ist, dass nur ein tieferes Verständnis der Phänomene (Goethe) oder eine Selbstrekonstruktion der Vernunft, die aus ihrer vorbewussten Produktivität hervorgeht (Schelling), dem Individuum helfen kann, ein angemessenes Verhältnis zur Natur zu erreichen, das nicht auf subjektive Selbstbehauptung reduziert ist. Wenn der Mensch seine eigene Zugehörigkeit zur Welt in den Phänomenen der Natur widerspiegelt sieht, befreit er sich selbst und die Natur gleichermaßen. Aufbauend darauf wird gezeigt, dass Goethe und Schelling bestrebt sind, den Menschen in die Natur zu integrieren, ohne die Subjektivität in diesem übergreifenden Ganzen zu nivellieren.

MANJA KISNER untersucht die Relevanz von Schellings Naturphilosophie für die moderne Naturethik. Es wird gezeigt, dass Schellings frühes naturphilosophisches Werk *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797) eine wichtige Rolle für die Reflexion über den Eigenwert der Natur spielen kann. Dies wird anhand der Analyse des Zweckbegriffs und der Zweckmäßigkeit verdeutlicht. Die Hauptthese des Aufsatzes ist, dass Schelling sein Verständnis der Zweckmäßigkeit der Natur zwar im Anschluss an Kant entwickelt, zugleich aber über Kant hinausgeht, indem er der Natur einen internalisierten Zweckbegriff zuschreibt und sie als sichtbaren Geist auffasst. Damit entwirft Schelling einen neuen Naturbegriff, der auch für moderne bio- und ökozentrische Theorien aufschlussreich sein kann.

EMMANUEL CHAPUT analysiert, wie Hegel, Maine de Biran und Schopenhauer Bichats physiologische Unterscheidung zwischen organischem und tierischem Leben aufgreifen, um ihre jeweiligen philosophischen Systeme auf Grundlage empirischer Wissenschaften zu begründen. Während Hegel und Maine de Biran Bichats Unterscheidung nutzen, um die Beziehung zwischen natürlichem Leben und der Entwicklung des Geistes als selbstbewusste und willentliche Entität zu beleuchten, dient sie Schopenhauer dazu, seine These zu untermauern, dass der freie Wille eine Illusion und lediglich ein Ausdruck eines metaphysischen Willens ist. Diese differenzierten Ansätze zeigen, wie Bichats Konzepte als gemeinsamer methodologischer Ausgangspunkt fungieren, der jedoch zu divergierenden metaphysi-

schen und erkenntnistheoretischen Schlüssen führt. In Anwendung auf die ökologischen Implikationen einer solchen Neuinterpretation im Kontext eines Biozentrismus argumentiert Chaput schlussendlich für die These, dass die Rezeption Bichats durch Hegel, Maine de Biran und Schopenhauer als eine Spielart des moderaten Biozentrismus verstanden werden kann.

ANA VIEYRA nimmt in ihrem Aufsatz Stellung zur moralischen Relevanz des Lebens innerhalb von Hegels systematischer Philosophie. Ihren Ausführungen liegen zwei zentrale Motivationen zugrunde: erstens, die Auseinandersetzung mit Argumenten für den Biozentrismus in der Umweltethik, und zweitens, die Klärung der Annahme, wonach die Betonung des Lebens in Hegels theoretischer Philosophie dazu beitragen könnte, das Verhältnis zwischen Natur und Geist weniger anthropozentrisch zu artikulieren. Vieyra zeigt auf, dass die Kategorie des Lebens zwar eine irreduzible Einzigartigkeit umfasst, diese jedoch nicht im Sinne eines naturalistischen Ansatzes verstanden werden kann und keine unmittelbare ethische Bedeutung für lebende Organismen begründet. Dennoch zieht sie aus ihren Argumenten optimistische Schlussfolgerungen, indem sie Raum für die objektive Anerkennung der Einzigartigkeit und des Werts des natürlichen Lebens schafft, ohne sich auf spezifische empirische Merkmale festlegen und (methodisch) die mathematisierenden und experimentell arbeitenden Naturwissenschaften priorisieren zu müssen.

GEORG OSWALD bewertet biozentrische Konzeptualisierungen im 20. und 21. Jahrhundert durch zwei in der aktuellen umweltethischen Forschung zum Lebensbegriff deutlich unterrepräsentiert gebliebenen Theoretisierungen des Lebens: Schellings Identitätsphilosophie und Hegels spekulative Philosophie. Im Fokus seiner Überlegungen steht dabei die Frage, wo sich der Lebensbegriff identitäts- und spekulativ-philosophischer Prägung im umweltethischen Argumentationsraum verortet und welche Konsequenzen und produktive Irritationen sich daraus für den Begriff der Biozentrik im Allgemeinen und den des Artenschutzes im Besonderen ergeben. In kritischer Auseinandersetzung mit der Biozentrik von Paul W. Taylor, Nicholas Agar und Jon Wetlesen entwickelt er seine These, die lautet, dass die Identitätsphilosophie und die spekulative Philosophie nicht-geistigen Lebewesen (Mikroorganismen, Pilzen, Pflanzen, Tieren) einen intrinsischen Wert absprechen, dass sie aber trotz der anthropozen-

trischen Auflösung des Inklusionsproblems einen ambitionierten und nachhaltigen Artenschutz auf Basis von Argumenten der Angewiesenheit und des guten Lebens einzufordern in der Lage sind.

KONRAD OTT untersucht maßgebliche Begründungen einer biozentrischen Lösung des Inklusionsproblems bei Albert Schweitzer, Hans Jonas, Paul Taylor und Nicholas Agar auf ihre Tragfähigkeit hin. Im Ergebnis überzeugt ihn keine der untersuchten Begründungen vollauf. Anschließend wird der Versuch von Jon Wetlesen behandelt, eine abgeschwächte Variante der Biozentrik in einer Ethik der existentiellen Selbstachtung zu fundieren. Im abschließenden Abschnitt unternimmt Ott unter Rekurs auf Kants »Kritik der Urteilskraft« eine Transformation der Biozentrik, die nicht allen Lebewesen einen moralischen Selbstwert zuerkennt, sondern die Ehrfurcht vor dem Lebendigen anders bezeugen möchte.

KIRA MEYER analysiert die ökophänomenologischen Ansätze und entwickelt dabei eine ausgearbeitete Argumentation zugunsten der möglichen umweltethischen Positionierungen innerhalb des physiozentrischen Spektrums. Konkret untersucht sie das Verhältnis der Ökophänomenologie zum Biozentrismus, insbesondere den Nexus von Lebendigkeit und Leiblichkeit, und erörtert dabei, ob Lebendigkeit, vermittelt über Leiblichkeit, normative Implikationen besitzt. Durch die Berücksichtigung der Leiblichkeit wird ein Argument für den intrinsischen Wert sentienter Lebewesen entwickelt. Weiterhin wird der Versuch unternommen, den eudaimonistisch-intrinsischen Wert der Natur durch leibliche Zugangsweisen zu rechtfertigen. Meyer kommt zu dem Schluss, dass ein vollumfänglicher Biozentrismus durch die Ökophänomenologie zwar nicht verteidigt werden kann, dass diese jedoch bis an den Rand eines solchen führt, was sie als moderaten Biozentrismus bezeichnet.